

*Aus der Universitäts-Nervenlinik Tübingen
(Direktor: Prof. Dr. W. Schulte)*

WOLFGANG LOCH, TÜBINGEN

ÜBER EINIGE ALLGEMEINE STRUKTURMERKMALE UND FUNKTIONEN PSYCHOANALYTISCHER DEUTUNGEN *

Vorbemerkung

In den nachfolgenden Erörterungen geht es vor allem um die methodische Frage, um den Versuch, den Weg unseres Vorgehens, insoweit es deutenden Charakter besitzt, genauer zu charakterisieren. Eine Besinnung auf die Methode unserer Praxis scheint mir vordringlich, damit durch eine Analyse dessen, was beim Interpretieren getan wird und geschieht, deutlicher gesehen wird, was Analysieren ist. Anstrengungen, die der Klärung der formalen Frage innerhalb der psychoanalytischen Deutetechnik Vorrang geben, können das Verständnis für unser analytisches Handeln vertiefen und uns somit wiederum verbesserte Kriterien für seine Indikation gewinnen lassen.

Die vorgelegten Untersuchungen wollen noch in einem zweiten Zusammenhang gesehen werden: Ich glaube, bei dem gegenwärtigen Stand der psychoanalytischen Theoriebildung und der Behandlungstechnik ist es notwendig, auf die Stellen hinzuweisen, an denen unsere Disziplin mit anderen zur Artikulation gelangt, z. B. mit der Semiotik und Informationstheorie, mit der Hermeneutik und Philosophie. Sollte das gelingen, dann würde das essentiell psychoanalytische Tun sich sowohl in seiner Interdependenz mit diesen Wissenschaften wie in seiner Eigenständigkeit klarer abzeichnen, so daß zu einer genauen Ortsbestimmung der psychoanalytischen Methode im System der psychologischen Behandlungsverfahren beigetragen würde.

I.

Das psychoanalytische Verfahren hat als Ausgangsmaterial die sog. „freien“ Assoziationen des Analysanden (zu denen durchaus nicht nur verbale, sondern auch averbale Mitteilungen, wie Habitus, einzelne Verhaltenszüge, Gefühlsentäußerungen u. a. gehören). Sie dienen in Verbindung mit den zu ihrer „Bearbeitung“ eingeführten Deutungen dem ersten und allgemeinsten Ziel: der Auffindung der dynamisch unbewußten (S. Freud, 1913; 1923) Faktoren, die die gerade aktualisierten verbalen Mitteilungen (z. B. eines Traumes) oder Verhaltensformen (etwa einer Schamreaktion) kodetermi-

* Erweiterte Fassung eines Vortrages, der am 13. November 1965 im Hamburger Psychoanalytischen Institut und am 10. Dezember 1965 im Psychoanalytischen Seminar Zürich gehalten wurde. Herrn Dr. G. Scheunert (Hamburg) zum 60. Geburtstag gewidmet.

nieren, und zwar sowohl in inhaltlicher (was leicht deutlich wird bei Fehlhandlungen oder Versprechungen) wie in formaler Hinsicht (man denke z. B. an anale Charakterzüge).

Im Verlauf der historischen Entwicklung der Psychoanalyse galten als entscheidende unbewusste Determinanten zunächst traumatische Ereignisse, insbesondere solche der frühen Kindheit. Das Behandlungsziel war ihre Bewußtmachung mit Abreaktion der ihnen zugehörigen Affektbeträge in Hypnose oder auch über die freie Assoziation, schließlich durch Übertragungs- und Widerstandsanalyse. „Die therapeutische Aufgabe“ bestand damals „nur darin, ihn (den Pat., Ref.) dazu (zur affektiven wie ideellen Anamnese, Ref.) zu bewegen, und wenn diese Aufgabe einmal gelöst ist, so bleibt für den Arzt nichts mehr zu korrigieren oder aufzuheben übrig“ (S. Freud, 1895, 286; Hervorhebungen im Original). Dies Vorgehen war, wie Freud klar erkannte, eine symptomatische Therapie: „Natürlich heilen wir nicht die Hysterie, soweit sie *Disposition* ist, wir leisten ja nichts gegen die Wiederkehr hypnoider Zustände“ (S. Freud, 1895, 97; Hervorhebungen von mir).

Zu einer „kausalen Therapie“ wandelte sich die tiefenpsychologische Kur in einer ersten Annäherung dadurch, daß das Ziel in der Demonstration derjenigen Motive gesehen wurde, die das Gesamtverhalten des Patienten, der Person, bestimmen. Es ging also von nun an um die Motive, die der Disposition zugrunde liegen. Zwar war schon für die Bewußtmachung des traumatischen Ereignisses die Rolle der Motivforschung immer bedeutender geworden¹, und die Entwertung der Motive oder ihre Ersetzung durch stärkere hatte sich schon im Verfolg der Entdeckung des traumatogenen Ereignisses als notwendig erwiesen², aber erzwungen wurde die Entwicklung zur Motivforschung hin, nachdem S. Freud die psychosexuellen Traumata als Phantasien entlarvt hatte. Jetzt mußte nämlich gefragt werden, woher kommen diese Phantasien. Hiermit rückten *intraorganismische* Kräfte als verhaltenbestimmend und -gestaltend in den Vordergrund. Ihre Herkunft und Entwicklung galt es zu erforschen. Der triebdynamische und der genetische Gesichtspunkt gewannen so für die Theorie ihr ganzes Gewicht (Entwicklung und Rolle der infantilen Sexualität, ihre Bedeutung für die Strukturwerdung der Psyche etc.). Parallel hierzu erlangte die Erforschung der Biographie zwecks Erzielung von Einsicht in die Lebensbedingungen, die jene Phantasien hervorbrachten, an Bedeutung.

¹ S. Freud (1895, 169) beschreibt die Methode des „Hand-auf-die-Stirnlegens“ und sagt: „... sie ... gestattete mir Einsicht in die Motive ...“ Es handelte sich übrigens zunächst um Motive, die das „Vergessen“ bewirken, um „Motive der Abwehr“ (a. a. O. 288).

² „Endlich aber — und dies bleibt der stärkste Hebel — muß man versuchen, nachdem man diese Motive seiner (des Pat., Ref.) Abwehr erraten, die Motive zu entwerten oder selbst sie durch stärkere zu ersetzen“ (a. a. O. 285).

In dem Maße jedoch, in dem man erkannte, daß Übertragungsphänomene bzw. Übertragungsneurose die *gewissesten* und *überzeugendsten* Widerspiegelungen derjenigen zwischenmenschlichen Beziehungsverhältnisse sind, deren Korrelat eben jene Phantasiesysteme darstellen, wurde die präsentische psychoanalytische Situation Brennpunkt sowohl der tiefenpsychologischen Diagnostik wie auch für die Behandlung. Die psychoanalytische Situation wurde erstens der *Manifestationsort* für die spezielle seelische Artung des Patienten und zweitens der *Entscheidungsort* der Therapie. Das erstere geschieht in der psychoanalytischen Situation einerseits passiv — gewährende Haltung des Analytikers, Begünstigung der Regression —, andererseits aktiv mittels der psychoanalytischen Untersuchungstechnik oder Deutekunst, die bisher Verborgenes zur Darstellung bringt. Die psychoanalytische Situation und nicht der Patient, so könnte man überspitzt formulieren, wird so das „primäre Objekt“, welches der analytischen Untersuchung unterzogen wird. „Er“, der Patient (s. unten), wird vielmehr immer aus ihr herausgelöst. So wird die psychoanalytische Situation zum Drehpunkt, indem mittels der in ihr wirkenden passiven und aktiven Faktoren die Bedingungen zur Verfügung gestellt werden, unter denen der Patient eine veränderte Reaktionsweise, einen „neuen Anfang“ (*M. Balint*) wagen kann. Als die Kunst der psychoanalytischen Therapie gilt es, diese Bedingungen optimal zu gestalten. Hier liegt die therapeutische Potenz des Arztes, und sie wird sich in beiden Richtungen auszuweisen haben, eben in den passiven Bedingungen, in dem Gesamtmilieu (dies repräsentiert die im wesentlichen unabhängige Variable), das der Arzt dem Patienten anbietet, wie auch insbesondere in seinen aktiven Maßnahmen (sie repräsentieren die intervenierenden Variablen), mit denen er den Patienten „behandelt“.

Die aktiven Maßnahmen sind, seitdem Hypnose, Beratung und Manipulation wegen ihres die psychische Spontaneität und Autonomie ausschließenden bzw. verhindernden Charakters aufgegeben worden sind, die psychoanalytischen Interpretationen. Sie sind das aktiv diagnostische und therapeutische Instrument der Psychoanalyse. Diagnostisch wirken sie, indem sie verborgene, abgespaltene, abgewehrte, kurzum dynamisch unbewußte Beweggründe (Vorstellungen, Phantasien, vermiedene Affekte usw.) ins Offene bringen, und therapeutisch, weil sie auf diese Weise deren determinierende Natur (s. unten) aufheben. Daß Deutungen adäquate Behandlungsinstrumente sind, ist natürlich erstens an die Vorbedingung geknüpft, daß das Objekt, dem sie gelten, zu dessen Untersuchung und Ausschließung sie angewendet werden, nicht fiktiver, sondern realer Natur ist. Realer Natur sind z. B. qua exogene Existenz nicht „erfundene“ Symptome, sind z. B. auch nicht die Halluzinationen. Die letzteren können infolgedessen

auch nicht zunächst hinsichtlich ihrer Natur „fruchtbar“ gedeutet werden, sondern nur hinsichtlich ihres Verwendungszweckes. Diesem kommt die Dignität zu, Deutungsobjekt zu sein. Z. B. wäre im Falle einer Patientin, die erlebte, wie meine Stimme ihr die Körpervorgänge bei der Geburt eines Kindes erklärte, das im *Modus* des Stimmenhörens sich zeitigende das erste Deutungsobjekt „realer“ Natur, nicht etwa das Stimmenhören als Symptom. Erst in einer zweiten Zuordnung gewinnt der Inhalt der Stimmen Bedeutung und aus beiden Schritten zusammen wird womöglich klar, warum „Stimmenhören“ als Phänomen entsteht. Zweitens können nur solche Objekte der Deutungsarbeit unterworfen werden, die dem psychoanalytischen Deutungshorizont unterstehen, denn nur sie können deutend eine adäquate Erfassung erfahren.

Um das Letztere zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß die psychoanalytische Therapie per definitionem nach solchen unbewußten Determinanten eines psychischen Sachverhaltes sucht, die in einem funktionalen Zusammenhang mit „Trieben“ stehen. Mit Trieben bzw. deren Abkömmlingen, nämlich Wünschen, Affekten (Liebe, Haß, Angst und Schuld in ihren verschiedensten Ausformungen, Intensitäten und gegenwärtigen Stellvertretungen), Charaktereigenschaften (wie Gefügigkeit, Starrsinn, Gleichgültigkeit, Ehrgeiz, Pedanterie, Herrschsucht usw.), Phantasiesystemen (Träume, Tagesphantasien, Wahnbildungen, Halluzinationen usw.). Von all diesen mannigfachen, deskriptiv phänomenologisch gesehen, höchst heterogenen psychischen Gebilden — und dies ist ein Stück der hier vorausgesetzten psychoanalytisch gewonnenen Einsichten — hat die Psychoanalyse gezeigt, wie sie mit dem aus der organismischen Eigenaktivität geborenen Trieb zusammenhängen, indem durch die biologisch begründete Abhängigkeit der sich entwickelnde Mensch über den unvermeidlichen Zusammenstoß mit den Kräften der psychosozialen Umwelt in seinen Trieben „gezähmt“ (O. Fenichel, 1945) und in ihrer Ökonomie reguliert wird. Auf diese Weise resultieren Umwandlungen, Sublimierungen, Differenzierungen und Synthesen (seien es solche „normaler“ oder „psychopathologischer“ Natur), so daß schließlich auch die differenziertesten Vorstellungen, Gedanken und Worte wie auch die Gefühle und „Signal-Affekte“ (S. Freud, 1926) mit ihm, dem Triebgeschehen, in funktionaler Verbindung bleiben. Aber dieser funktionale Zusammenhang gilt nicht nur für die genannten psychischen Phänomene bezüglich ihres Inhaltes, sondern er gilt auch für die „Mechanik“ der psychischen Funktionen, die ja nicht nur im Dienst der Triebe stehen, sondern zum Teil in direkter Abhängigkeit von ihnen überhaupt aufgebaut werden. Ich erinnere hier an die von D. Rapaport (1960) in Weiterführung der fundamentalen *Freudschen* Konzepte und der durch H. Hartmann und

E. H. Erikson gemachten Zusätze entwickelten primären und sekundären Modelle der Handlung, des Denkens und der Affekte, die die Verknüpfung der Triebe als „*Causae ultimae*“ mit den „höheren“ psychischen Phänomenen abbilden.

Der Zusammenstoß zwischen dem Individuum und der gesamten, insbesondere der interpersonalen Umwelt (der Gesellschaft), wurde soeben gesagt, sei unvermeidbar. Daß dies Ereignis aber zu den genannten Konsequenzen, zur Strukturwerdung und zu dem jeweils spezifisch gearteten Funktionieren des psychischen Apparates führt, das ist Resultat eines „Anpassungszwanges“, der letztlich abhängig ist von einem zumindest geringen Überschuß der aufbauenden, anabolischen (oder libidinösen) Kräfte gegenüber den auflösenden, katabolischen (oder destruirenden) Kräften. Hier dürfte ein Summeneffekt vorliegen, in dem jener Überschuß aus dem „... ganze(n) Ensemble von Trieben, Ich-Funktionen, Ich-Apparaten, Regulationen“ (*H. Hartmann*, 1939, 116) hervorgehen muß, also auch dann noch garantiert ist, wenn einzelne der aufgezählten Faktoren eine negative Partialbilanz hinsichtlich des Quotienten der libidinösen zu den destruktiven Triebquanten aufweisen. Nur wenn die libidinösen Triebe überwiegen, kommt es dazu, daß die organismische Eigenaktivität durch die interpersonelle Dynamik mitgesteuert und verwandelt wird, nur dann kann das Individuum überhaupt überleben. In Rechnung zu stellen ist hierbei, daß die organismische Eigenaktivität ihrerseits einen der jeweiligen Reifungsphase entsprechenden Komplexitätsgrad besitzt, dem „durchschnittlich zu erwartende Umgebungsbedingungen“ (*H. Hartmann*, 1939, 116) zugehören.

II.

Legt man diese genetische Betrachtungsweise den psychischen Phänomenen zugrunde, dann ist unschwer einzusehen, daß angewandt auf den Deutungsprozeß dieser von vornherein zweierlei umschließt: erstens Aufzeigung, Erhellung derjenigen zwischenmenschlichen und umgreifenden psychosozialen Bezüge, die die jeweilige spezielle Ausformung der zu untersuchenden psychischen Gebilde herbeigeführt haben bzw. sie zur Manifestation brachten, und zweitens Namhaftmachen der Triebe selbst wie auch ihrer Abkömmlinge; das sind für uns vor allem die Affekte.

Was heißt aber Erfüllung dieser beiden großen Aufgabenkreise? Und wie dient die psychoanalytische Deutung diesen Aufgaben? Um in der Beantwortung dieser Fragen weiterzukommen, soll ein elementares Beispiel betrachtet werden: Ein fünfjähriger Junge, Fritz, benutzt jede Gelegenheit, um sich das Taschenmesser seines Vaters, eines Chirurgen, zu stibitzen. Dann schneidet er seinem Teddybären den Bauch auf und verklebt den Stoffriß

anschließend mit Leukoplast. Gefragt, warum er es tut, sagt er, sein eigenes Taschenmesser sei nicht geeignet, um den Teddybären zu operieren.

Was können wir über diesen Sachverhalt deutend aussagen, was vermögen wir im Hinblick auf die soeben genannten allgemeinen Aufgaben in einer Deutung zu fassen? Nehmen wir unseren zweiten Punkt zuerst, also die Frage, welcher Trieb bzw. welcher Triebabkömmling ist namhaft zu machen? Wir sehen, daß an der gesamten Handlung mehrere Triebderivate beteiligt sind: das Wegnehmen, das Sich-Aneignen, das operative Eindringen oder Aufschneiden und schließlich das Zupflastern. Zweifellos sind das alles bewußte Faktoren des ganzen Geschehens. Insoweit ist es keine spezielle psychoanalytische Aufgabe, diese Triebderivate durch eine Deutung herauszustellen. Um eine psychoanalytische Deutung zu entwerfen, müssen wir vielmehr fragen: Was ist nicht schon offen in der Protokollaussage enthalten? Vielleicht die behauptende Feststellung: Du willst es deinem Vater gleichtun?

Dies Vorgehen wirft sogleich drei Fragen auf: 1. Müssen wir uns darüber Rechenschaft ablegen, wie wir überhaupt zu *dieser* Charakterisierung der Situation kommen. *W. R. Bion* hat diesem Problemkomplex soeben eine geniale und tiefgründige Studie gewidmet und uns gezeigt, daß in genetischer Sicht Interpretationen aufgefaßt werden können als „Transformationen“ einer an sich selbst unbekanntem, erlebten Erfahrung, einer Erfahrung, die mit dem grundsätzlich unerkennbaren Ding-an-sich gemacht wird (*W. R. Bion*, 1965, 33, 147, 162). Es muß 2. gefragt werden, wie gelangt der Analytiker zu der Wahrnehmung des Fremd-Seelischen, d. h. Gegenübertragung und Empathie müssen untersucht, müssen ins Spiel treten, respektive aufgehoben werden. Schließlich ist 3. die Aufgabe gestellt, wie sind die Deutungen, die ja Satzaussagen sind, in ihrer syntaktischen Struktur und in ihrem semantischen Gehalt zu kennzeichnen (*L. H. Levy*, 1963). Wir wollen uns jetzt mit dem Letzteren befassen, wobei früher Gesagtes zusammengefaßt und zugleich erweitert werden soll.

Wir fragen zunächst, was machen wir formal syntaktisch, wenn wir die obige Behauptung aus der durch den Protokollsatz geschilderten Episode ableiten? Wir bestimmen ein Argument: Der 5jährige Fritz, das Argument, wird mittels des dyadischen Funktors „er imitiert den Vater“ angereichert (*I. M. Bochensky*, 1954, 50 ff.). Wir haben damit für das in der Episode enthaltene Verhaltensmuster einen Begriff eingeführt. Wenn wir uns das Gesamtverhalten etwa als eine hochkomplexe Gestalt in einem mehrdimensionalen Kontinuum vorstellen (dessen eine Achse, dessen einer Index übrigens die Zeit ist), dann können wir auch sagen, wir haben diese hochkomplexe Gestalt als Funktion des Begriffes „Imitation“ charakterisiert.

Der Begriff „Imitation“ ist dem allgemeinen Sinne nach bekannt; seine Bedeutung ist, wird er deutend im Rahmen einer Behandlung verwendet, beiden Parteien geläufig. Mit anderen Worten: Die Mitteilung, das geschilderte Verhalten verdiene die Bezeichnung „Imitation“, ist eine *semantische Information* (C. Cherry, 1961, 109 ff., 114, 231 ff.). Dabei ist zunächst vorausgesetzt, der Patient wisse schon, was „Imitation“ heißt, aber auf sein Verhalten anwendbar hat sie den Wert, *relativ neu* für ihn zu sein.

Aber wir bleiben, wollen wir psychoanalytisch vorgehen, bei dieser ersten deutenden Leistung nicht stehen. Wir suchen nach weiteren, im phänomenalen Bestand der primären Aussage nicht offen zutage tretenden Faktoren. Wir sind dazu jetzt aber nur imstande, wenn wir das Geschehen nicht isoliert begreifen, sondern in einen größeren Bedeutungszusammenhang eingeordnet sehen. Dazu müssen wir über die Protokollaussage hinausgehen, denn die „tiefere“ Bedeutung, den „Sinn“ für das besondere Verhalten von Fritz können wir nur aus der Umwelt entnehmen, innerhalb derer das zu untersuchende Ereignis sich abspielt. Als neue Voraussetzung führt man dabei die Annahme ein, daß ein „Sinn“ der Verhaltensform überhaupt besteht. Mit der Stellung der Sinnfrage wird aber ein Subjekt als zentrales, sinnstiftendes Zentrum supponiert. Hier ist natürlich sogleich zu fragen, bin ich berechtigt, einen Sinn und damit ein Subjekt überhaupt für möglich anzusetzen, und wenn ja, woher kommt dem Subjekt eine sinnstiftende, bedeutungschaffende Funktion zu. Es dürfte zur latenten Anthropologie der Psychoanalyse gehören, daß sie immer schon voraussetzt, der Patient ist Subjekt, sinnstiftendes Zentrum, wenn nicht in der Aktualität, so doch potentiell. Wir können hinzufügen, daß eine metapsychologische Voraussetzung für dieses Sein respektive Seinkönnen in dem oben erwähnten Überschuß der katabolischen Kräfte über die anabolischen liegt, und zwar bezüglich der Konstitution des Ichs oder besser bezüglich seiner „zentralisierten funktionellen Kontrolle“ (H. Hartmann, 1959, 325, 329).

Unter Berücksichtigung der in der psychosozialen Umwelt zu beobachtenden Sachverhalte (die unter Umständen unmittelbar durch eigene Beobachtung der familiären Verhältnisse des Fritz gegeben sein können bzw. mittelbar durch die Mitteilungen des Jungen bekannt wurden) könnten wir z. B. auf den Gedanken kommen, Fritz „rivalisiert“ mit seinem Vater. Die Benutzung des Begriffes „Rivalität“ weist dabei auf eine Überschreitung des Verhältnisses Fritz-Vater hin, denn Rivalisieren meint mit jemandem (oder mehreren) um etwas Drittes (z. B. einen Preis) in einen Wettbewerb verstrickt sein; während demgegenüber Imitieren noch durchaus im Rahmen einer Zweierbeziehung verbleibt.

Der „dyadische Funktor“ impliziert also jetzt ein drittes Argument, ein

drittes Objekt. Eine derartige Deutung muß deshalb in der Regel im Analysanden, in seinem beobachtenden und apperzipierenden Ichanteil Assoziationen evozieren, die seine Beziehung zum Vater von einem zweiten Verhältnis her beleuchten. Damit wird ein neuer, ein zweiter Integrationsraum eröffnet. Immer noch verbleiben wir aber im Rahmen semantischer Information.

Etwas Neues geschieht jedoch in dem Moment, indem wir durch einen weiteren Deuteschritt, etwa durch die Aussage: „Fritz rivalisiert mit dem Vater um die Gunst (oder Liebe) der Mutter“ der Rivalität dieser Existenzformen den „zureichenden Grund zustellen“. Die Rivalität „gründet“ nunmehr in einem Funktionskreis, in dem Vater und Sohn in Rivalität miteinander um Willen der Liebe zur Mutter verbunden sind. Mit dieser Zustellung des zureichenden Grundes, mit dieser Einführung des „*principium rationis sufficientes agendi*“ gewinnt die analytische Deutung ihre eigentliche Dimension, wird der semantischen Aussage eine erklärende Aussage zunächst in Form einer Hypothese hinzugefügt (L. H. Levy, 1963; W. Loch, 1964). Mit anderen Worten, das im semantischen Deutungsglied Ausgesagte (die Imitation bzw. Rivalität) wird „motiviert“. In diesem Sinn ist das Deutungsverfahren der Psychoanalyse *Motivationsforschung*³.

Über die Zustellung der eine Verhaltenssequenz zureichend begründenden Motive wird eine Kontinuität des Seelenlebens hergestellt oder wiedergefunden, die unter dem Einfluß der Abwehr verlorengegangen oder überhaupt noch nicht zustande gekommen war. Daß sie besteht, hatte S. Freud für den Bereich der Neurosen gefordert, als er auf Grund seiner und Breuers Erfahrungen feststellte: „Man darf nämlich an einen Gedankengang bei einem Hysterischen, und reichte er auch ins Unbewußte, dieselben Anforderungen von *logischer Verknüpfung und ausreichender Motivierung* (von mir hervorgehoben) stellen, die man bei einem normalen Individuum erheben würde. Eine Lockerung dieser Beziehungen liegt nicht im Machtbereiche der Neurose“ (S. Freud, 1895, 298).

Ein Motiv ist (oder mehrere sind) nun für jede semantische Deutungsstufe aufzufinden, etwa an unserem Beispiel auch für die Imitation allein. Sie könnte für sich gesehen ihren Grund darin haben, daß Fritz durch sie sich mit dem Vater als einem geliebten und unentbehrlichen Objekt verbunden weiß, d. h. der „äußeren“ Imitation entspräche eine „innere“ Identifikation, deren

³ *Anmerkung:* Motivationsforschung ist als solche in verschiedene Bereiche aufzuteilen, denn wie H. Thomä (1965) ausführlich zeigt, wird Motivation meist als Oberbegriff benutzt. Zweckmäßig erscheint es, mit P. T. Young (1936) zumindest 3 Variable innerhalb der Gesamt-Motivation voneinander abzugrenzen, nämlich solche, die das Verhalten anregen, solche, die es unterhalten, und solche, die ihm Richtung verleihen. Die psychoanalytische Theorie beschäftigt sich mit allen dreien. In der psychoanalytischen Behandlung, in der Deutetechnik, spielen naturgemäß nur Motive eine Rolle, die eine psychische Repräsentanz haben können; dazu gehören „Ur-Motive“, Gier und Neid, Haß und Liebe und Angst, dazu gehören die sekundären und tertiären Motive, die sich im Zuge der Entwicklung aus ihnen entfalten (Th. v. Uexküll, 1963, 114).

ausschließlicher Grund sich aus der Zweierbeziehung Vater-Sohn herleiten würde.

Wenn in diesem Sinne für eine Verhaltensform — Imitation respektive Rivalität — ein Motiv aufgezeigt wird, das sie erklärt, das sagt, warum Nachahmung oder Rivalität praktiziert wurden, dann heißt das auch, das mit dem Motiv Angegebene (Liebe zum Vater bzw. Liebe zur Mutter) ist der Sachverhalt, der, sofern er eintritt, jene Verhaltensform bedingt. Anders formuliert: Fritzens Handlung war als ein Rivalisieren zu kennzeichnen, das seinerseits aus seiner Liebe zur Mutter „entsprang“.

D. Ryle (1949) und ihm folgend J. Hartnack (1962) haben darauf hingewiesen, daß Aussagen wie „Fritz liebt seine Mutter“ halbhypothetischer Natur sind, womit gemeint ist, sie sind kategorisch, insofern sie feststellen, Fritz *liebt* (das ist seine Handlung), und sie sind hypothetisch, d. h. sie informieren (wie „alle Sätze, die Personen bestimmte Charakterzüge, Motive, Neigungen oder Talente oder Bedürfnisse zuschreiben“ a. a. O., 100) darüber, daß „bestimmte Arten von Situationen ... gewisse Handlungen“ (a. a. O., 99 und 100) hervorrufen (in unserem Falle die rivalisierende Verhaltensform). In dieser Ausdrucksweise ist „Ursache“ für Fritz' Verhalten die Gegenwart des Vaters, genauer die Gegenwart der Liebe des Vaters zur Mutter, während die Liebe des Fritz zur Mutter die „Schlußregel“ darstellt, nach welcher geschlossen wird, nach welcher das Rivalisieren zustandekommt.

Eine Schlußregel oder ein Gesetz stellt z. B. auch das Gravitationsgesetz dar, das etwa in dem Moment zum Zuge kommt, verhaltensbestimmend wird, wenn ein Apfel von seinem Stiel, der ihn mit dem Zweig des Baumes verbindet, getrennt wird. Nur das letztere Ereignis, das Abtrennen, wird hier als Ursache verstanden. Ryle hat sehr nachdrücklich klargemacht, daß die Anwendung von „Schlußregeln“ (z. B. die des Gravitationsgesetzes) keine Kausalitätserklärungen sind. „Ursachen“ beziehen sich nach seinen Ausführungen immer nur auf Ereignisse, die *neu* eintreten (wie das Abschneiden eines Apfels), wodurch nunmehr schon je bestehende Gesetze wirksam werden können. Diese Gesetze oder, in psychologischer Hinsicht, diese Charaktereigenschaften oder Motive (Ehrgeiz, Bescheidenheit, Haß oder Liebe) sind wohl der Grund (für das Fallen der Körper ist das Gravitationsgesetz der Grund, für ein bestimmtes Verhalten ist Ehrgeiz, ist Liebe der „Grund“), aber nicht die Ursache. Übrigens hat A. Schopenhauer (1839) ganz ähnlich argumentiert. Er schrieb z. B.: „... überall bestimmen die Ursachen nichts weiter als das Wann und Wo der Äußerungen ursprünglicher, unerklärlicher Kräfte, unter deren Voraussetzung allein die Ursachen sind, d. h. gewisse Wirkungen notwendig herbeiführen.“ Zu diesen „unerklärlichen Kräften“ rechnete Schopenhauer z. B. die Gravitationskraft ebenso

wie den Charakter und seine Eigenschaften. Gerade sie aber unterlaufen wir gleichsam, indem wir ihnen — etwa in unserem Beispiel in der Liebe zur Mutter — einen zureichenden Grund zustellen, wodurch sie zu Ursachen werden und der zureichende Grund zur Bedingung, zur Voraussetzung, zum Motiv oder zur Schlußregel, nach denen die Wirkungen der Ursachen notwendig herbeigeführt werden.

Als nächstes haben wir zu fragen: Innerhalb welcher Erfahrungsbereiche wird eine so verstandene Deutungsarbeit in der Psychoanalyse angewandt? Mit *R. M. Löwenstein* (1951) können wir sagen, unsere Deutungen beschäftigen sich mit der historischen Genese der Symptome und des Verhaltens, mit dem Widerstand, den das Ich gegen die Enthüllung der verdrängten und abgespaltenen Motive (und Traumen) aufwirft und schließlich mit dem Phänomen der Übertragung. In diesen drei Bereichen werden semantische und erklärende Deutungen abgegeben. In unserem Beispiel wurde schon gestreift, wie eine solche Deutungstechnik im Hinblick auf die historische Genese aussehen könnte. Ebenfalls war davon die Rede, was mit der Deutung des Widerstandes gegen die Enthüllung der vom Ich abgewehrten Gründe gemeint ist, indem z. B. darauf verwiesen wurde, daß Fritz den Vater imitiert, um ihn nicht zu vermissen, wenn er sich von ihm entfernt.

Bezüglich der Übertragungsregion wäre, wenn wir uns vorstellen, die Episode sei nun als Kindheitserinnerung von einem Erwachsenen erzählt worden, z. B. erstens zu deuten, daß Fritz das Vaterbild auf den Analytiker überträgt. Man würde etwa sagen: Sie verhalten sich so, *als ob* ich Ihr Vater wäre und Sie mein Sohn. Der Analytiker charakterisiert damit nicht wie vorhin die Eigenschaft eines Verhaltens, sondern die Weise, in der vom Patienten eine Wahrnehmung (i. e. des Analytikers) gedeutet wird. Auch das wäre als semantische Deutungsleistung zu bezeichnen. Wir wollen festhalten, daß Übertragungsdeutungen auf der semantischen Stufe Eigenschaften der Personwahrnehmung des Patienten betreffen.

Die zweite, die erklärende Deutestufe könnte lauten: Er halte womöglich deshalb an Imitation und Rivalität mit dem Vater fest, um die Realisation einer gefährlichen ⁴ libidinösen Beziehung zu ihm zu vermeiden. Der erklärende Teil der Übertragungsdeutung nennt, wie jetzt deutlich wird, Gründe, die die Existenz der Übertragung bedingen. Damit gelingt es unter Umständen, dem Patienten den Hinweis zu geben, die konstituierte Übertragungsbeziehung sei nicht unvermeidlich, sie könne vielmehr fallengelassen, aufgehoben, also vernichtet werden. Im letzteren liegt bekanntlich das Ziel der psychoanalytischen Übertragungsdeutung (soweit es sich um neurotische Übertragungsarten handelt). Indem sichtbar gemacht wird, daß *um willen*

⁴ weil sie seine Kastration voraussetzt.

einer bestimmten Objektbeziehung, um willen der in ihr liegenden Befriedigungen oder auch, weil ihre Existenz eine andere gefürchtete Wirklichkeit ausschließt, jeweils spezielle, im klinischen Fall leidenschaftliche Verhaltensformen perpetuiert, ja überhaupt gelebt werden, wird der Spielraum freigegeben innerhalb dessen sich eine andere, von der bisherigen verschiedene, Existenzform überhaupt erst ansiedeln kann. Erst die Vernichtung einer das psychische Leben „normierenden“ Objekt-Relation gestattet einen neuen Daseinsentwurf.

Das sei am Beispiel verdeutlicht. Wenn ich nach erfolgter semantischer Übertragungsdeutung etwa sage: „Müssen Sie zum Operieren tatsächlich *mein* Messer stehen?“, dann stelle ich die konstituierte Vaterübertragung in Frage und vorausgesetzt, daß der Patient die Deutung „ankommen“ lassen kann, will sagen, daß der analytische Prozeß ihn über viele vorbereitende Schritte (die den geschilderten analog waren) in den Stand setzte, die bisherige Normierung seines Lebens in Frage zu stellen, dann wird er im Augenblick einer solchen Deutung vielleicht erstmalig keimhaft realisieren, daß eine Existenz für ihn möglich werden könnte, die nicht (zumindest nicht im Hinblick auf den in Frage stehenden „neurotischen“ Zug) durch eine so und so geartete Vaterbeziehung in ihren Rahmenkoordinaten festgelegt wird.

Wird eine solche auf Aufhebung der neurotischen Übertragung zielende Deutung in einem Stadium der Analyse gegeben, in dem der Patient noch nicht die Fähigkeit erlangt hat, den bisherigen Daseinsentwurf, der auf gerade dieser Übertragung basierte, fallenzulassen, dann kann es zu einem momentanen Zusammenbruch der steuernden und wahrnehmenden Ichfunktionen kommen. Ich erlebte das einmal anlässlich der Deutung: „Wozu müssen Sie mir eine Eintrittskarte vorzeigen?“ Ich hatte sie auf die Mitteilung einer Traumepisode gegeben, in der der Patient mir in der Rolle des Kontrolleurs eine gefälschte Theaterkarte vorzeigte. Die durch die Deutung erfolgte Infragestellung der Notwendigkeit, mich als „Kontrolleur“ einzusetzen, bewirkte einen 1—2 Minuten anhaltenden Verwirrheitszustand, in welchem der Patient buchstäblich zeitlich, örtlich und zur Person desorientiert war. Man kann wohl sagen, er war vom „Schwindel der Freiheit“ befallen.

III.

Fassen wir das Vorstehende zusammen, so können wir leicht bezüglich der Funktionen des semantischen und des klärenden Deutungsgliedes folgern (W. Loch, 1965):

1. Das semantische Deutungsglied begünstigt eine Erweiterung der Selbstwahrnehmung und Selbstbeobachtung (A. A. Miller et al., 1965) sowohl hinsichtlich des Verhaltens wie des Wahrnehmens. Beides allerdings kommt nur

zustande, wenn zwischen dem „fiktiven Normalich“ (*S. Freud*, 1937, 80, 85) des Patienten und dem Therapeuten eine therapeutische Allianz geschlossen worden ist. Mit anderen Worten, im Analysanden ist eine Ichspaltung (*R. Sterba*, 1934) notwendige Vorbedingung für die erfolgreiche psychoanalytische Arbeit.

Beide Effekte helfen dem Patienten eine glattere An- und Einpassung zu erzielen, Leistungen, die auf Grund der gewonnenen „Einsichten“ möglich werden. Einsicht ist dabei durchaus auch als intellektueller Akt zu verstehen, wenn auch nicht vergessen werden darf, daß zu seinem Vollzug mehr als „bloß“ intellektuelles Begreifen erforderlich ist. Übrigens kommt genaugenommen intellektuelles Begreifen in reiner Form nicht vor. Vielmehr, insofern Begreifen meint, etwas besitzen und damit umgehen können (sei es als Gedanke oder Vorstellung und schließlich auch als realisierbare Handlungsanweisung), muß Begreifen immer ein ganzheitlicher psychischer Akt sein, ein Akt, der emotionale, conative und cognitive Momente umschließt. Falls ein oder mehrere Faktoren hier ausscheiden, kommt nur ein defektes Begreifen zustande und nicht der integrale Akt einer integrierten Psyche (also bei aufgehobener Abwehr), der allein das verwertbare Begreifen garantiert.

Im Rahmen der analytischen Therapie sind diese Verhältnisse deshalb von besonderer Bedeutung, weil hier Einsicht vorab in bezug auf Konflikte und ihre eventuelle Lösung erworben werden muß. Mit Recht akzentuiert deshalb *Th. M. French* (1958, 402), daß eine „introspektive Einsicht“ in die eigenen Beweggründe zu unterscheiden sei von „problemlösender Einsicht“ und daß die letztere das eigentliche therapeutische Ziel sei, die erste eine dazu wohl notwendige Voraussetzung. Auch *A. Valenstein* (1962, 323) betont, auf *A. Wheelis* verweisend, daß letztlich Einsicht eine Modifikation des „action pattern“ herbeiführen muß, will sie nicht steril bleiben.

2. Semantische Deutungen haben eine weitere bedeutsame Funktion, die *H. W. Loewald* (1960) heraus hob. Wie oben geschildert, kennzeichnen wir durch die Einführung eines Begriffes ein gesamtes Verhaltensmuster, ein Geschehen, das diffus auseinandergezogen abläuft und das nun auf eine Formel gebracht wird und in dieser Formel eine prägnante Gestalt erhält. Eine prägnante Gestalt aber besitzt im Vergleich zu der Geschehnisreihe, die sie repräsentiert, eine höher strukturierte Organisation, ein höheres Ordnungsmaß. Organisation und Gestalt sind im Rahmen der Informationstheorie verwandte Begriffe. Ihr Maß ist der Grad der Redundanz (*F. Attenave*, 1959, 116), d. i. eine Größe, die angibt, mit welcher Informationsgewißheit innerhalb einer Mannigfaltigkeit gerechnet werden muß. Je geringer diese, um so prägnanter die Gestalt. *Loewald* sagt mit Recht, daß der Analytiker tatsächlich „Material höherer Organisation“ (1960, 26) vermit-

telt und so dem Patienten hilft, sein eigenes Material, das ja vorwiegend nach den Gesetzen des Primärprozesses organisiert ist, in solches, das den dynamischen und strukturellen Gesetzen des sekundären Prozesses entspricht, zu übersetzen.

Die Vermittlung von Information wird in der Informationstheorie gemessen. Mit „Negentropie“ bezeichnet man die mittlere Information, die eine Nachricht enthält (*H. Frank*, 1962, 25). Interpretation heißt demgemäß, der Analytiker läßt dem Analysanden Negentropie zukommen. Die semantischen Deutungen — als „Eingangs-Informationen“ verstanden — werden dem Analysanden zur Verfügung gestellt. Er beantwortet sie (unmittelbar oder mittelbar) und erlaubt dem Analytiker somit einen Schluß darüber zu ziehen, wie er die gegebenen Informationen benutzt hat. Seine Antworten sind also „Ausgänge“, Informationen, die zur Grundlage neuer Eingänge, neuer Deutungen gemacht werden. Diese „Ausgänge“ sind die neuen Protokollaussagen für den Arzt. Er muß sie seiner besonderen psychoanalytischen Sicht unterwerfen, so daß er zur Formulierung einer neuen Deutungshypothese fähig wird. Unter diesem Aspekt wird das „äußerst komplexe System“, die Psyche, tatsächlich nach einer kybernetisch bewährten Methode behandelt, nämlich durch „Eingangsm Manipulation und ... Ausgangsklassifikation“ (*St. Beer*, 1959, 71).

Entscheidend ist nun, daß die Einführung eines dem Kranken bisher geheimen, verborgenen Motivs seine disparaten Äußerungen in einen Sinnzusammenhang stellt. Man kann geradezu feststellen, daß als Deutungshypothesen genannte Motive stimmen, wenn sie für den Kranken *und* für den Arzt den interpretierten Episoden (bzw. den Symptomen) Sinn verleihen (*M. und E. Balint*, 1961, 206, s. auch *F. Meerwein*, 1965, 54). Dadurch entfaltet sich für den Patienten die Möglichkeit, Selbstverständnis bezüglich der „Ursachen“ für sein Sosein zu gewinnen. Die Deutungshypothesen, Ausdruck der „methodischen Ideen“ des Arztes, geben eine „Sicht“ frei, die ein besseres, ein umfassenderes Verständnis für die beobachteten Phänomene und deren Zusammenhang mit der aktuellen Situation wie der biographischen Verstrickung gestatten. Indem der Patient so mit den psychologischen Gesetzen, die sein Fatum waren und präsentisch sind, mittels analytischer Erhellung bekannt wird, ihren Wirkmechanismus erfaßt, lernt er womöglich sie zu handhaben oder ihrem Vollzugszwang zu entgehen, weil er ihrem Wirkungsfeld, ihrem Geltungsbereich durch Übertragungsvernichtung entwächst.

Wie am Beginn dieses Abschnitts betont wurde, haben wir bisher von solchen Deutungen gesprochen, die jeweils das fiktive Normalich des Patienten zu affizieren in der Lage waren. Vorausgesetzt war, daß dieses Normalich nicht

nur perzipieren und apperzipieren kann, sondern sogar darüber hinaus zumindest keimhaft imstande ist, mit dem Deutungsangebot konstruktiv umzugehen. Konstruktiv umgehen heißt hier, die Deutung für die eigene Entwicklung und Entfaltung benutzen können. Eine *erste* Voraussetzung dafür ist natürlich, daß dieser gesunde Persönlichkeitsanteil soweit entwickelt ist, daß er die Warumfrage zu stellen imstande ist. Dies ist bekanntlich ein „Vermögen“, das sich erst im Laufe der seelischen Entwicklung (etwa zwischen dem 8. und 12. Monat) langsam entfaltet (*J. Piaget, 1927*), wobei „das Gefühl der Anstrengung allmählich als psychologische Ursache ‚internalisiert‘ und unterschieden wird von äußeren physikalischen Ursachen“ (*P. H. Wolff, 1960, 45*).

In objektpsychologischer Hinsicht erfordert das Denkenkönnen kausaler Relationen offenbar, daß der Betreffende der frühen symbiotischen Zweierbeziehung entwachsen ist, ein Selbst als ein in der Zeit identisch bleibendes Bezugssystem entwickelt hat und zur Objekt Konstanz fortgeschritten ist; denn erst auf dem Boden derartiger Leistungen können Wirkungen und damit Ursachen erfaßt werden.

Enge Verknüpfungen dürften zudem zwischen der Konstatierung von psychischen Ursachen und dem Erreichen der Dreipersonenebene bestehen. Solange das Kind nur mit einer Beziehungsperson zusammengeschlossen ist, solange sind interpersonale Aspekte auf magische Weise erklärbar, denn einer frustrationsbedingten Aggression ist z. B. unmittelbar das Erlebnis „böse Mutter“ korreliert, es ist gewissermaßen nur ein anderer Aspekt einer bestehenden Gesamtsituation. Wird aber das Verhältnis zwischen zwei Personen von außen durch eine dritte gestört, dann wird unmittelbar evident, daß die Störung des Binnensystems durch ein von ihm getrenntes Agens zustande kommt. Es spricht deshalb vieles dafür, daß die „Wahrnehmung“ von Kausalität erst mit Erreichen der Dreipersonenebene vollbracht werden kann.

Auf jeden Fall ist in unserem Zusammenhang wichtig, daß für Patienten, die das Stadium der Warumfrage noch nicht erreicht haben oder regressiv die ihm vorgelagerte Phase besetzt halten, erklärende Deutungsglieder unverbindlich bleiben. Auch die Funktion der semantischen Deutung hat für sie einen anderen Charakter. Semantische Deutungen, unsere Worte und Definitionen ersetzen ihnen unter Umständen erstmalig das, was affektiv in ihnen abläuft (*L. Wittgenstein, 1945, 390; W. Loch, 1964, 31*) oder dient ihnen auch zur Bestätigung einer eigenen Wahrnehmung, insofern der Analytiker nicht, wie ihre wesentlichen, früheren Beziehungspersonen, ihre Wahrnehmungen durch zwei kontradiktorische Informationen verunsichert, respektive annulliert.

Eine zweite Voraussetzung ist, daß die Patienten „emotional“ imstande sind, Deutungen anzunehmen. Patienten, die zu solcher „emotionalen“ Annahme nicht imstande sind, sind nicht nur durch Abwehrmechanismen in der Aufnahme bestimmter Inhalte blockiert, sondern bei ihnen liegt ein genereller Defekt formaler Natur vor. Man findet ihn z. B. bei Patienten, die in einem wesentlichen innerseelischen Bezirk in engster Symbiose mit einem Idealobjekt zusammengeschlossen sind, eine Trennung von ihm nicht dulden, ohne sofort zu buchstäblich mörderischem Angriff auf dieses Objekt stimuliert zu werden bzw. durch „Wechsel des Objekts“ (*S. Freud*, 1915, 220), d. h. in Identifikation mit ihm, mit Suicid zu reagieren. Infolge der permanenten inneren Absättigung durch ein solches Ideal-Objekt sind derartige Patienten praktisch einer verbal-deutenden Therapie zunächst unzugänglich. Sie werden erst analysierbar, wenn die allgemeinen Bedingungen der analytischen Situation ihnen das Aufgeben der internalisierten Symbiose gleichsam *dosis refracta* — also unter Kleinhaltung der entbundenen Aggression — erlauben, so daß sie nunmehr „frei“ sind, Neues in sich hereinzulassen. Bevor das eintritt, waren die Patienten gegen jede Information gesperrt, die gerade diesen ihren pathologischen Zustand betraf.

Eine dritte Voraussetzung für die Benutzung der angebotenen Deutung ist die Fähigkeit, Gedanken zu haben und denken zu können (Apperzeptionsfähigkeit). Wenn es sich um Patienten handelt, die weder Gedanken bilden können noch über „Apparate“ verfügen, mit denen sie Gedanken denken, versagen die bisher genannten Deutungsebenen, die ja, wie hervorgehoben, sich nur deshalb als fruchtbar erweisen konnten, weil zwischen Patient und Arzt eine beiden gemeinsame Verstehenswelt schon je gegeben war (im Falle des Patienten war sie durch Verdrängung vom Bewußtsein ausgeschlossen). *W. R. Bion* (1962) hat derartige Defekte, die — wie man sagen kann — die Entstehung der „Sachvorstellung“ (*S. Freud*, 1913, 300) ausschließen, als Folge des Ausfalles einer von ihm Alpha-Funktion genannten Fähigkeit beschrieben. In solchen Fällen werden Sinneseindrücke und emotionale Erfahrungen nicht in Alpha-Elemente verwandelt, das will sagen, sie können nicht zu Traumgedanken, visuellen Bildern, Hör-oder-Riech-„patterns“ umgeformt werden (*Bion*, 1962, 6, 7, 26). Eine „Ursache“ für eine solche Entwicklungsstörung sieht *W. R. Bion* in einer besonders geringen Toleranzschwelle gegenüber Versagungen, die entweder konstitutionell verankert ist oder in Milieubedingungen ihren Grund hat. Letzteres ist dann der Fall, wenn die Mutter nicht über ihr Kind betreffende Träumereien — „reveries“ — verfügt (a. a. O. 36), ein Mangel, der identisch sein dürfte mit einem Versagen der von *Winnicott* (1958) herausgearbeiteten „primären Mütterlichkeit“. Unter diesen Umständen kommt es entweder schon zu einer Schädigung

gung derjenigen Prozesse, die für die Ausbildung der Gedanken, oder derjenigen, die zu ihrer Verarbeitung erforderlich sind (*W. R. Bion*, 1962, 83 ff.).

Im ersteren Fall ist es dann unmöglich, bisher nicht miteinander verbundene Elemente zu einer Einheit zusammenzufügen (eine Elementarfunktion bei jeder Begriffsbildung), im zweiten Fall die Bedeutung des Begriffes zu erfassen⁵. Beide Vorgänge beruhen auf der geglückten Verwandlung der paranoid-schizoiden Position in die depressive Position und der erfolgreichen Bewältigung der projektiven Identifikation (*W. R. Bion*, 1963, 31, 84 ff.). Die erstere ist zur Konstituierung eines konstanten Objektes, die zweite zu seiner Anreicherung mit Bedeutung erforderlich.

IV.

Kurz sei noch derjenigen Behandlungsstadien gedacht, in denen die Deutungen aufhören, weil sie auch in ihrem „semantischen Aspekt“ (*H. Frank*, 1962, 57) nicht mehr erfaßt werden können. Wir haben es mit Zonen der „Grundstörung“ und der Kreativität (*M. Balint*, 1957, 321; 1959, 251) zu tun, in die der Patient in gelegentlichen, oft entscheidenden Momenten der Therapie gelangt, und die wir, um Schädigungen zu vermeiden, nicht mehr durch deutende Worte begleiten bzw. „organisieren“, vielmehr therapeutisch durch Bereitstellung der „Atmosphäre, die er benötigt,“ (a. a. O. 270) wirksam werden lassen. Es sind Momente regressiver Phasen, wo unser Verhalten einschließlich unserer Mitteilungen an den Patienten keinerlei Triebbefriedigung bringen soll, ja darf, sondern höchstens Anerkennung „recognition“⁶ (*M. Balint*, 1963, 306).

Zwischen Triebbefriedigung und Anerkennung läuft bekanntlich ein schmaler Grat, und ihn verfehlen kann die Gefahr nach sich ziehen, die Entwicklungsmöglichkeiten des Patienten zu fixieren, indem nunmehr ein dauerndes Verlangen nach suchtartiger Befriedigung entsteht.

Wir müssen schließlich zugeben, daß Deuten nicht ins Endlose fortgesetzt werden kann, soll nicht die Analyse ihren Zweck verfehlen, der, und hier sei an die eingangs gegebene Definition erinnert, in der Bewußtmachung der dynamisch unbewußten Faktoren besteht. Eine permanente Deutungskur verfehlte

⁵ Die außerordentliche Wichtigkeit dieser Funktionen wird uns klar, wenn wir den Begriff „Begriff“ extensiv auslegen, also die Imagines (die Alpha-Funktion betrifft ja auch die Emotionen) miteinschließen. Imagines aber sind emotional-cognitive Schemata, diejenigen „Repräsentanzen“, die zu Identifikationen im Ich oder Über-Ich-System benutzt werden und auf diese Weise zu Funktionsträgern im psychischen Bereich werden. ⁶ Es verdient Beachtung, daß *E. R. Zetzel* im Hinblick auf die Bedeutung der „basic ego capacities“ (1965, 41) für den erfolgreichen Verlauf einer „traditional psychoanalysis“ (a. a. O. 50) schreibt: „Der Analytiker hat daher zu jeder Zeit einen Affekt zu beantworten, der das Bedürfnis des Patienten für Respekt und Anerkennung, als eine wirkliche (real) Person anzeigt.“ Zetzel geht es dabei darum, den „stabilen Kern“ der therapeutischen Allianz, die eine „wirkliche Beziehung“ (im Unterschied zur Übertragungsneurose, Ref.) sei, zu erhalten (a. a. O. 50).

diese Aufgabe, denn indem das Deuten dauernd fortgesetzt wird, unterdrückt es *das* Unbewußte, welches durch das Geben von Deutungen an seiner Manifestation verhindert wird. So notiert denn auch S. Ferenczi (1964) unter dem 30. Oktober 1932, es gebe „schließlich etwas, was nicht mehr gedeutet (umgedeutet) werden muß und darf — sonst ist die Analyse ein endloses Ersetzen von Gefühlen und Vorstellungen meist durch ihren Gegensatz“. Wir können hinzufügen, endliche Unterbrechung des Deuteprozesses, insbesondere der Bereitstellung von Gründen für das beobachtete Verhalten ist auch deshalb notwendig, weil schließlich gelten muß: „Habe ich die Begründung erschöpft, so bin ich auf dem harten Felsen angelangt und mein Spaten biegt sich zurück. Ich bin dann geneigt zu sagen, ‚so handele ich eben‘“ (L. Wittgenstein, 1945, 386).

V.

Nachdem bisher einige der allgemeinen Strukturmerkmale und Funktionen der psychoanalytischen Deutung diskutiert wurden, wobei wir immer vorausgesetzt hatten, daß das psychoanalytische Deuten auf dynamisch unbewußte Faktoren zielt, soll jetzt noch die Frage untersucht werden, ob es eine genauere Bestimmung darüber gibt, welche Faktoren im Deuteprozess Priorität beanspruchen dürfen. Übrigens ist das eine Frage, die, solange die Bewußtmachung der traumatischen Ereignisse als das Hauptziel der Therapie angesehen wurde, sich gar nicht stellen konnte. Jetzt aber in einem therapeutischen Stadium, in dem die Motivforschung eine zentrale Rolle einnimmt, nicht umgangen werden kann, macht doch schon die „Überdeterminierung“ (S. Freud, 1895, 294; 1900, 1901) der psychischen Gebilde von vornherein mehrfache Deutungsansätze möglich. Wir benötigen deshalb ein Kriterium, das uns erlaubt, unter den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten auszuwählen, und das die allgemeine Anweisung, dynamisch Unbewußtes zu deuten, spezifiziert. Wir finden dies Kriterium, wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß die Anwendung der psychoanalytischen Methode bei Patienten ihre Rechtfertigung aus der Tatsache gewinnt, daß sie *Therapie* ist. Therapieren heißt aber, „Krankhaftes“ beseitigen. Nun ist Krankhaftes im Bereich der Psyche, wie es gerade psychoanalytische Forschungen gelehrt haben, Ergebnis einer teils exogen traumatisch-bedingten, teils auch endogen verankerten *Entwicklungsstörung* oder eines *Entwicklungsmangels*.

Seelische Therapie, will sie „kausal“ vorgehen, muß deshalb zum Ziele haben, die fehlgesteuerte Entwicklung zu korrigieren respektive die unterbliebene zu ermöglichen, damit die Möglichkeit zu einer „normalen“ Entwicklung gewonnen wird. Bezüglich der psychoanalytischen Methode, dem therapeutischen Weg gilt deshalb das Kriterium: Förderung der Entwicklung (W. R.

Bion, 1962, IX). Darin liegt meines Erachtens das eigentlich kausale Wirken der Psychoanalyse, nämlich *psychische-Entwicklungs-therapie* zu sein. Zugleich müssen wir aber wissen: Förderung welcher psychischen Entwicklung? Hier ist letzte Richtschnur *Freuds* (1923, 279/280) Wort, wonach die Psychoanalyse „... ja die krankhaften Reaktionen nicht unmöglich machen, sondern dem Ich des Kranken die *Freiheit* (im Original hervorgehoben) schaffen soll, sich so oder anders zu entscheiden“. *S. Freud* bezeichnet so ganz präzise, auf welchen Punkt, auf welchen Bedeutungszusammenhang die psychoanalytische Interpretation zu zielen hat: 1. Sie muß sich auf die Stelle richten, wo das bisherige Ich des Kranken unter dem Druck unverträglicher Affekte (solcher nämlich, die bei voller Entwicklung die Funktion des Ichs als steuerndes *und* erlebendes Zentrum ausschalten würden) bestimmte Faktoren der eigenen Person als nicht zur Person gehörig abwehrte, d. h. aus seiner Selbstwahrnehmung, aus der *Subjektivität* ausschloß. Wenn wir so interpretieren, dann begünstigen wir die Entwicklung zur Autonomie (*Th. Szasz*, 1963, 271), d. h. zur Transformation des Unbewußten in das Bewußte, des Es in das Ich. 2. Es soll das Werden des Subjekts, ja geradezu sein Überstieg vom Noch-Nicht zum Da-Sein ermöglicht werden⁷. Doch bevor hierzu einige Erläuterungen gegeben werden können, sei im Rückblick auf das bisher Ausgeführte versucht, die allgemeinste Natur der psychoanalytischen Deutungen zu charakterisieren:

1. Wenn wir mittels einer Deutung eine Definition einführen, eine Handlung durch ein Wort ersetzen (semantische Deutefunktion) oder den zureichenden Grund für eine Handlungsepisode aufdecken (erklärende Deutefunktion), so verwandeln wir letztlich Ereignisse, die nach bisher unbekanntem Regeln ablaufen, in solche, die nach nunmehr definierten Regeln ablaufen. Wir machen nichts anderes als die Physiker, die für das Fallen der Körper die galileische Formel hinschreiben. In diesem Sinne gilt *L. Wittgensteins* bedenkenswerte Einsicht: „Deuten aber sollte man nur nennen, einen Ausdruck der Regel durch einen anderen ersetzen“ (a. a. O. 382).

2. Indem wir dies tun, legen wir zwischen das Geschehen, mit dem wir im Ereignis identifiziert sind, das durch uns Ereignis wird, und „uns selbst“ ein Wort, wodurch wir uns durch das Wort von dem geschehenen Ereignis trennen, uns aus ihm herausnehmen. So werden durch jede gelungene Deutung Subjekt und Objekt getrennt, wird das Subjekt wieder entdeckt bzw. gezeugt und das Objekt wieder eingesetzt bzw. geschaffen. Das, was aber durch die Deutung repräsentiert ist, die Formel, das Gesetz oder das Wort, was so „als Objekt für das vorstellende Subjekt sichergestellt ist“ und „als zu Recht bestehend“ (*M. Heidegger*, 1957, 195/195) ausgewiesen, das kann

⁷ S. dazu auch *W. R. Bion* (1965, 171).

damit (zumindest im Ansatz) für „mich“ auch berechenbar, manipulierbar werden, kann für das Subjekt ein „Welt Ding“ werden und rückt das Subjekt an „die Grenze der Welt“ (*L. Wittgenstein*, 1918, 632)⁸.

Hier wird klar, wie die Psychoanalyse, wie ihre gelungenen Deutungen den Raum der Welt erweitern, indem sie das Subjekt aus der Welt, aus den Sachverhalten herausnehmen, isolieren. Aber psychoanalytische Deutungen, die auf „etwas“ hinzielen, müssen „etwas“ zur Grundlage haben, es dürfen keine Schöpfungen ex nihilo sein, die hier vollzogen werden, sondern sie müssen in bezug auf einen „Gegenstand, der auf irgendeine Art gegeben werden könnte“ (*I. Kant*, A 155, B 194), hin erfolgen. Dieser Gegenstand darf nicht nur möglich, sondern er muß wirklich sein. Er muß zurückgehen auf „Erfahrung und nicht Erdichtung, Sinn und nicht Einbildungskraft“ (*I. Kant*, A —; B 38—40); denn es gilt: „innere Erfahrung“ ... ist „nur durch äußere Erfahrung überhaupt möglich“ (A 226—227; B 278—279), da das „empirische Bewußtsein meines Daseins ...“, nur durch Beziehung auf etwas, was mit meiner Existenz verbunden, *außer mir ist*, bestimmbar ist“ (A —; B 38—40).

Wiederum im Falle der Aufdeckung verdrängter pathogener Tendenzen eine beinahe einfach zu erfüllende Forderung. Im Stadium der Übertragungs- und Gegenübertragungs-Analyse, der Motivforschung, kommt diese Erfahrung aus der Wirklichkeit, und es muß hinzugefügt werden, aus der Wahrheit der psychoanalytischen Situation. Wenn die Situation und das, was in ihr — in unserem Falle deutend — geschieht und erlebt wird, wahr ist, dann ist es wirklich; aber nur wenn es wirklich ist, kann es wahr sein. Hierbei muß im Auge behalten werden, wollen wir den rechten Bezug für Wahrheit und Wirklichkeit nicht verfehlen, daß es um sie geht im Hinblick auf die psychoanalytische Situation, die eingestellt ist, wenn wir auf den oben genannten Punkt zielen, den Punkt nämlich, wo das Subjekt aus dem empirisch bestimmbar Material (etwa einer Verhaltensepisode) ausgegliedert werden kann. Wenn wir hier fehlen, und in der Tat trennt nur ein schmaler Grat Wahrheit und Irrtum, können wir doch Interpretationen aus Gegenübertragungsgründen benutzen, um uns etwa gegen das Unbekannte zu schützen (*W. R. Bion*, 1962, 18), dann verfehlen wir auch die Freisetzung des Patienten.

Von dieser Sicht her können wir auch zwanglos zu einem Verständnis der erfolgreichen Deutung gelangen. Es ist die Deutung, die die Funktion erfüllt, den Patienten instandzusetzen, seine Konfliktprobleme dadurch zu lösen, daß er sein „Entwicklungsproblem“ löst (s. dazu auch *W. R. Bion*, 1962, 20).

⁸ Tractatus logico-philosophicus, 5. 632: „Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.“

W. R. Bion ist dabei, in der platonischen Tradition stehend, der Auffassung, daß letztlich immer eine Anamnesis vorliegt, daß immer ein Zugrundeliegendes schon *da* ist. Er schreibt z. B.: „The beginning of a session has the configuration already formulated in the concept of the Godhead. From this there evolves a pattern and at the same time the analyst seeks to establish contact with the evolving pattern. This is subject to his Transformation and culminates in his interpretation ...“ (1965, 171)⁹.

Im Anschluß an M. Balints Überlegungen und unter Benutzung der Kierkegaardschen Kategorie des Augenblicks, des Sprunges, hatte ich (W. Loch, 1965, 57 ff.) die Meinung vertreten, hier an ihrer Grenze verliere die Analyse ihre sokratische Funktion, und ein neues So-Sein, eine Schöpfung ereigne sich. Die analytische Situation stiftet, so möchte ich heute formulieren, insofern sie die Dimension der Wahrheit erreicht, neue Wirklichkeit, neue Erfahrung, wobei sich „Wahrheit und Wirklichkeit ... bestimmen aus dem Begriff der unmittelbaren Präsenz“ (W. Weischedel, 1963/1964, 293). Können wir vielleicht weiter sagen, diese „unmittelbare Präsenz“, das ihr entsprechende *Erlebnis* ist die „äußere Erfahrung“, von der I. Kant spricht, ist der Konstitutionsgrund für das jetzt mit „assertorischer Evidenz“ erscheinende Objekt, das für das Subjekt neuen Anfang bedeutet? Und wird nicht so im Existieren der unmittelbaren Präsenz das Wesen des Subjektes neu bestimmt (oder zumindest erweitert)? Was jetzt in den Blick genommen wird — und zwar, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, jenseits der notwendigerweise vorausgegangenen Widerstands- und Übertragungsanalyse —, ist eine transhistorische¹⁰, konstruktivistische Auffassung des analytischen Prozesses. Wäre nicht, so beleuchtet, die interpretierende Analyse ein Unternehmen, das den Besitz der Seele mehrt, indem sie ihre Objekte vermehrt? Falls das richtig ist, könnte unsere Arbeit auch als ein Kommentar zu *Heraklits* Fragment (B 115) verstanden werden: „Des Lebens (der Seele) ist das Maß (Wort, Logos), das sich selber mehrt“.

(Anschrift des Verf.: Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Loch, Tübingen, Univ.-Nervenklinik, Osianderstraße.)

⁹ Godhead: Anspielung auf *Meister Eckhart* Begriff der Gottheit, gleich Dunkelheit und Formlosigkeit, aus der dann die Trinität hervorgeht.

¹⁰ H. Ezriel (1951), auf *Rickman* sich stützend, sprach vom „ahistorischen“ Charakter der Psychoanalyse im Hinblick auf das Hier und Jetzt der psychoanalytischen Situation. Ich glaube nicht, daß wir je außerhalb der oder ohne eine Geschichte existieren, wohl aber, daß wir sie überschreiten können. Dies will das Präfix „trans“ andeuten.

BIBLIOGRAPHIE

1. *Atteneave, F.* (1959): Informationstheorie in der Psychologie, H. Huber, Bern und Stuttgart, 1965.
2. *Balint, M.* (1952): New Beginning and the Paranoid and the Depressive Syndromes, in: Primary Love and Psycho-Analytic Technique, Tavistock Publ. 1952, 230.
3. — (1957): Die drei seelischen Bereiche, Psyche XI, 321.
4. — (1959): Der regrediierte Patient und sein Analytiker, Psyche XV, 251.
5. — (1963): The Benign and the Malignant Forms of Regression, in: S. Rado: New Perspective in Psycho-Analysis, U.S.A. 1964.
6. *Balint, M.* und *E.* (1961): Psychotherapeutic Techniques in Medicine, Tavistock Publications, London.
— Deutsch: Psychotherapeutische Techniken in der Medizin, Huber — Klett, Bern/Stuttgart, 1963.
7. *Beer, St.* (1959): Kybernetik und Management, S. Fischer-Verlag, 1962.
8. *Bion, W. R.* (1962): Learning from Experience, W. Heinemann, London.
9. — (1963): Elements of Psycho-Analysis, W. Heinemann, London.
10. — (1965): Transformations, W. Heinemann, London.
11. *Bochensky, I. M.* (1954): Die zeitgenössischen Denkmethode, Dalp-Taschenbücher, Bd. 304.
12. *Cherry, C.* (1961): On Human Communication, Science, Edit. Inc., New York.
13. *Ezriel, H.* (1951): Scientific Testing of Psychoanalytic Findings and Theory, Brit. I. Med. Psychol. 1951, 30.
14. *Fenichel, O.* (1945): The Psychoanalytic Theory of Neurosis, W. W. Norton & Comp., New York.
15. *Ferenczi, S.* (1964): Bausteine zur Psychoanalyse, H. Huber, Bern und Stuttgart, Bd. IV, 275.
16. *Franke, H.* (1962): Kybernetische Grundlagen der Pädagogik, Agis-Verlag, Baden-Baden.
17. *French, Th. M.* (1958): The Integration of Behavior, Vol. III: The Reintegrative Process in a Psycho-analytic Treatment, The Univ. of Chicago Press.
18. *Freud, S.* (1895): Studien über Hysterie, Ges. W. Bd. I, 77.
19. — 1900/01: Die Traumdeutung, Über den Traum, Ges. W. Bd. II/III.
20. — (1913): Das Unbewußte, Ges. W. Bd. X, 264.
21. — (1915): Triebe und Triebchicksale, Ges. W. Bd. X, 210.
22. — (1923): Das Ich und das Es, Ges. W. Bd. XIII, 237.
23. — (1926): Hemmung, Symptom und Angst, Ges. W. Bd. XIV, 113.
24. — (1937): Die endliche und unendliche Analyse, Bd. XVI, 59.
25. *Hartmann, H.* (1939): Ich-Psychologie und Anpassungsproblem, Nachdruck Psyche 1960/61, Bd. XIV, 83.
26. — (1959): Psychoanalysis as a Scientific Theory, in: Essays on Ego Psychology, Int. Univ. Press, New York 1964, 318.
— Deutsch: Die Psychoanalyse als wissenschaftliche Methode, Psyche XVIII, 445.
27. *Hartnack, J.* (1962): Wittgenstein und die moderne Philosophie, Urban-Bücher, W. Kohlhammer, Stuttgart.
28. *Heidegger, M.* (1957): Der Satz vom Grund, G. Neske, Pfullingen.
29. *Heraklit: Das Wort Heraklits*, L. Winterhalder, E. Rentsch Verlag, 1962.
30. *Kant, I.*: Kritik der reinen Vernunft, P. H. Reclam, Leipzig, 2. verb. Aufl.
31. *Levy, L. H.* (1963): Psychological Interpretation, Holt, Rinehart and Winston, U.S.A.
32. *Loeb, W.* (1964): Voraussetzungen, Mechanismen und Grenzen des psychoanalytischen Prozesses, H. Huber, Bern und Stuttgart.
33. *Loewald, H. W.* (1960): On the Therapeutic Action of Psychoanalysis. Int. J. Psychoanal. Vol. XLI, 16.
34. *Loewenstein, R. M.* (1951): The Problem of Interpretation, Psychoanal. Quart. XX.
- 34a. *Meerwein, F.*: Psychiatrie und Psychoanalyse in der psychiatrischen Klinik, S. Karger, Basel/New York.
35. *Miller, A. A., K. S. Isaacs* u. *E. A. Haggard* (1965): On the Nature of the Observing Function of the Ego. Brit. J. Med. Psychol. 38, 161.
36. *Piaget, J.* (1927): The Child's Conception of Physical Causality, London, Kegan 1930.
37. *Rapaport, D.* (1960): The Structure of Psychoanalytic Theory, Int. Univ. Press New York.
— Deutsch: Die Struktur der psychoanalytischen Theorie, Klett, Stuttgart 1961.
38. *Ryle, D.* (1949): The Concept of Mind, Hutchinson, London.
39. *Schopenhauer, A.* (1839): Über die Freiheit des Willens.
40. *Sterba, R.* (1934): The Fate of the Ego in Analytic Therapy, Int. J. Psycho-Anal. 15, 117.
41. *Szasz, Th.* (1963): Psychoanalysis and Suggestion, Comprehensive Psychiatry, 4, 271.
42. *Thomae, H.* (1965): Die Geschichte des Motivationsbegriffes, in: Handbuch der Psychologie, Hrsg. H. Thomae, Bd. 2, II.
43. *Uexküll, Th. v.* (1963): Grundfragen der psychosomatischen Medizin, Rowohlt.
44. *Valenstein, A.* (1962): Affects, Emotional Reliving, and Insight in the Psycho-Analytic Process, Int. J. Psychoanal. Vol. XLIII, 315.
45. *Weischedel, W.* (1965): in: H. Gollwitzer und W. Weischedel: Denken und Glauben, W. Kohlhammer, Stuttgart.
46. *Winnicott, D.* (1958): Primäre Mütterlichkeit, Psyche, 1960/61, Bd. XIV, 393.
47. *Wittgenstein, L.* (1918): Tractatus logico-philosophicus.
48. — (1945): Philosophische Untersuchungen, in: Schriften von . . . Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1960.
49. *Wolff, P. H.* (1960): The Developmental Psychologies of Jean Piaget and Psychoanalysis, Int. Univ. Press, New York.
50. *Young, P. T.* (1936): Zit. nach K. B. Madsen, Theories of Motivation, Howard Allen, Cleveland 1961, 301.
51. *Zeitzel, E. R.* (1965): The Theory of Therapy in Relation to a Developmental Model of the Psychic Apparatus, Int. J. Psychoanal. 46, 39.